

Umschau.

Das katholische Pfarrhaus.

Das gläubige christliche Volk verehrt in seinem Seelsorger den Seelenhirten und betrachtet sein Haus als ein unantastbares Heiligtum. Jede dem Pfarrer und dem Pfarrhaus zugefügte Beschimpfung empfindet und erleidet es als eine ihm selbst zugefügte Beleidigung. Von protestantischer Seite wird das protestantische Pfarrhaus vielfach als ein Idyll geschildert. Da herrscht der Geist des Glaubens, der Wahrheit und Reinheit, da gibt es keine Zwistigkeiten zwischen den Ehegatten, da kennt man keine Weltlust, keine ungeratenen Kinder, da strömt von dem inneren Frieden nur Segen nach außen auf die Gemeinde. Wenn dies Idyll auch nicht immer der rauhen Wirklichkeit entspricht, so haben wir doch keinen Grund, es anders zu wünschen; möchte nur manches protestantische Pfarrhaus diesem Ideal möglichst nahe kommen und segenspendend für die ganze Gemeinde wirken.

Um so mehr müssen wir Katholiken aber auch für das katholische Pfarrhaus Gerechtigkeit verlangen. Aber welch trauriges Gemälde bietet sich da unsern Blicken! Während man die Farben nicht glänzend genug wählen kann, um die Herrlichkeit des protestantischen Pfarrhauses zu malen, wird der Pinsel in die schwärzesten Töne getaucht, um ein wahres Greuelbild von dem katholischen Pfarrhaus und seinen Bewohnern zu entwerfen.

Unsere ganze deutsche Literatur, besonders die novellistische und dramatische Literatur, ist durchseucht von dem geradezu krankhaften Bestreben, alles Niedrige, Gemeine, Schlechte in dem katholischen Pfarrhaus zu suchen und es in den schwärzesten und schreiendsten Farben zur Darstellung zu bringen. Das gilt nicht allein von unzähligen Hintertreppen-Romanen, sondern auch von dichterisch hoch stehenden Leistungen. Es tobt da, wie Louise von François am 25. Dez. 1883 an den Schweizer Dichter Conrad Ferd. Meyer schrieb, ein wahrer „novellistischer Kampf gegen das katholische Priestertum, in welchen auch Sie sich neuerdings verhasst haben.“ Es genügt, außer Meyer nur noch die Namen von Anzengruber und Rosegger zu nennen. Man darf kühn behaupten, daß in der deutschen Literatur kein Stand, kein Haus so besudelt wird wie der katholische Priesterstand und das katholische Pfarrhaus. (Nähere Nachweise in dem viel zu wenig beachteten Buche von Heinrich Reiter, Konfessionelle Brunnenvergiftung, 2. Aufl., Essen 1908, 177 ff.)

Das ist leider trotz des Krieges, trotz der großartigen Leistungen gerade des katholischen Pfarrhauses für die Front- und Heimatarmee nicht besser, eher schlimmer geworden. Ein trauriger Beleg hierfür bietet neuerdings Lautensachs

Pfarrhauskomödie, die im ersten Viertel des Jahres 1920 in einem Berliner Theater Abend für Abend aufgeführt wurde. Eine Theateranzeige vom 13. März 1920, dem ersten Revolutionstage in Berlin, konnte triumphierend die 70. Aufführung ankündigen, und das, obgleich die Kritik fast einhellig die literarische Minderwertigkeit feststellte. Die Zugkraft war der gemein erotische Inhalt und die Besudelung des katholischen Pfarrhauses. Jüdische Theaterdirektoren und jüdische Kritiker besorgten die Claque. Letztere erdreisteten sich sogar, in höhnischer Weise die Unsauberkeiten der Komödie als das Gewöhnliche in allen Pfarrhäusern darzustellen, die dort geschilderten Ausschweifungen als die allgemeine Praxis der katholischen Priester zu schildern. „Das Ideal der freien Liebe hat allgemeine Anerkennung und begeisterte Zustimmung nur in den Reihen unserer katholischen Theologen gefunden. Hier nur verwirklicht es Jedermann. . . . In den katholischen Pfarrhäusern weiß man nichts mehr von Konflikten, alle Tragödien sind zu Ende . . . , in das Behagen der von keinem Priester und Standesbeamten sanktionierten Pastorenehen greift keine feindliche Gewalt hinein“ (Belege in Köln. Volkszeitung 1920, Nr. 44, 47, 260).

Ganz nebenbei möchten wir diesen jüdischen Theaterdirektoren und Kritikern, die die Beschimpfung der katholischen Priester und somit des ganzen katholischen Volkes in der ungeschäufeltesten und unverschämtesten Weise betreiben, eins zu bedenken geben. Die Wut des ganzen deutschen Volkes gegen die Juden ist aus mancherlei Ursachen (Schleichhandel, Wucher, Bolschewismus u.) furchtbar gestiegen. Das Fieber nähert sich dem Paroxysmus, und schon manchmal hatte gerade das katholische Pfarrhaus alle Mühe, gewaltsame Ausschreitungen zu verhindern. Eins geht dem katholischen Volke noch über jede materielle Schädigung, das ist, wenn es in seinen heiligsten Gefühlen angegriffen und verhöhnt wird, und diese heiligsten Gefühle, die gelten auch dem katholischen Pfarrhaus, von dem soviel Trost, Hilfe, Segen dem Volke zufließt. Es können so hohe Spannungen eintreten, wo das Wort des katholischen Priesters nicht mehr beachtet, wo die erbitterte Wut die Menge hinreißt. Dann mögen die jüdischen Theaterleute und Literaten sich die Folgen zuschreiben. Sie selbst haben sie heraufbeschworen.

Den Eindruck, den solche Dinge auf das katholische Volk machen, schildert Hedwig Dransfeld in einer Berliner Korrespondenz vom 25. März 1920:

„Wohl der erste Eindruck solcher Ausführungen auf einen Katholiken ist der eines maßlosen Erstaunens. Man kann sie so rasch nicht fassen: das katholische Pfarrhaus liegt doch nicht etwa auf dem Monde oder im unerforschten Afrika, sondern mitten unter uns. Jeder von uns kennt es genau, seine Bewohner, sein Innenleben, seinen Geist; jeder ist dort aus- und eingegangen und gewohnt, es mit den tiefsten Erlebnissen des eigenen Daseins zu verknüpfen: mit Kindheit und Jugend, mit Erstkommunion und Berufswahl, mit Familienorgen und öffentlichen Kämpfen um höchste Güter, mit Leben und Sterben; jeder gesteht ihm eine Sonderstellung zu und bringt es in engste Verbindung zum Herzen der Gemeinde, zum Gotteshause. Und nun wagt man es, die offenkundige Wahrheit dieses allen bekannten katholischen Pfarrhauses in eine furchtbare Lüge zu verzerren und die Reinheit des Priestertums ganz allgemein nicht nur anzutasten, sondern einfach zu

leugnen und in den Staub zu treten. Und zwar mit Worten, die in diesem Zusammenhang wie Peitschenschläge wirken. Man vergegenwärtige sich nur kurz den Inhalt des Bühnenstückes, wie es in der Rezension widerklingt: Pfarrhauskomödie im Sinne Lautensacks in jedem katholischen Pfarrhaus — allgemeine Anerkennung der freien Liebe und begeisterte Zustimmung nur in den Reihen der katholischen Theologen — die Kinder Gottes ein leuchtendes Vorbild unwandelbarer Treue im sündhaften Verkehr — der Zölibat als Mittel, aus dem Liebesleben alle Konflikte zu verbannen. . . . Wir Katholiken streben unsern letzten Zielen zu auf Bahnen, an denen die leuchtenden Wegmarken unserer Religionsübung, unserer von der Liturgie umfriedeten kirchlichen Gemeinschaft stehen: im Ring des Kirchenjahres mit der Sonne des Erlösungsgedankens, in der täglichen Erneuerung des göttlichen Sühnopfers, in der geheimnisvollen Kraftübertragung der Sakramente! Und überall als Vermittler das Priestertum und nur das Priestertum — wie das katholische Volk es kennt und unverbrüchlich ihm vertraut. Und in diese weite, stille, wachsende Seelenherrlichkeit spricht der Berliner Theaterkandal ungestraft seine Verleumdungen.“ (Köln. Volkszeitung Nr. 260, 4. April 1920.)

Den meisten Stoff zu Angriffen auf das katholische Pfarrhaus bietet die Ehelosigkeit. Es gibt eben manche niedrig veranlagte oder gestimmte Menschen, die nicht begreifen können oder wollen, daß auch die stärkste Naturkraft im Menschen durch einen höher gerichteten energischen Willen und das demütige Flehen um Kraft aus der Höhe überwunden werden kann. Das eigene Unvermögen wird dann zum Maßstab für alle andern und besonders für den katholischen Priester genommen, und einzelne Ärgernisse werden mit Freuden aufgegriffen, um die eigene Theorie zu rechtfertigen und in ganz unkritischer Weise allgemeine Folgerungen zu ziehen. Diese allgemeinen Folgerungen sind durchaus abzulehnen und finden in der auch von vielen Protestanten konstatierten Erfahrung keine Stütze. So schreibt z. B. Professor Foerster in seiner Sexualethik (*172): „Aufhören sollte endlich das Gerede von den ungeheuren Mißbräuchen des Zölibats. Unbefangene Protestanten haben stets zugeben müssen, daß der katholische Klerus im großen und ganzen den Zölibat mit Würde durchführt — wie gering ist die Zahl der Skandale, wenn man die Gesamtheit der Geistlichen erwägt und sich vergegenwärtigt, mit wie wachsam Augen ihre Lebensführung beobachtet wird! Man hat mehrfach konstatiert, daß die Zahl der Sittlichkeitsvergehen unter verheirateten Männern sogar weit größer ist, als der betreffende Anteil des katholischen Klerus.“

Ein protestantischer Pfarrer Namens Andreas Mai, der vordem „fast ein Vierteljahrhundert römisch-katholischer Geistlicher gewesen“, sah sich veranlaßt, aus Anlaß einer Schmähschrift von Mertens, „Die Sklaverei der katholischen Geistlichen“, die inhaltlich Aufnahme in den Berliner Reichsboten gefunden hatte, diesem einige aus seiner Erfahrung geschöpfte Bemerkungen über den katholischen Klerus und speziell das katholische Pfarrhaus einzusenden, die dann in der „Beilage zum Reichsboten: Kirche und Schule“ (Nr. 5, 28. März 1920) Aufnahme fanden. Darin heißt es:

„In bezug auf das Brevier fördert Mertens Anschauungen zutage, über die ich mich als ehemaliger katholischer Priester und darum Sachverständiger nicht

genug wundern kann. Mit dem Brevier bekommt der Geistliche ein Gebetbuch in die Hand, das dem Psalmistenwort, wonach das Gebet eine Rede des Mundes und ein Gespräch des Herzens mit Gott sein soll, in wahrhaft vollkommener Weise entspricht. Bitt-, Lob- und Dankgebet ist das Brevier in kaum zu übertreffender Art. Hat der geistlich gerichtete Mensch Pflicht und Verlangen, Gott zu loben, ihm zu danken und ihn um Gnade zu bitten, so zeigt das Brevier den Weg dazu. Wie könnte es auch anders sein? Ist doch das Brevier der Hauptsache nach aus der Bibel genommen. Abgesehen von der II. Nocturn mit ihren nicht unansehnlichen Heiligenlegenden und der III. Nocturn mit den Homilien aus Schriften der Kirchenväter, die auch dem evangelischen Prediger gediegenen Stoff für die Kanzel bieten, ist das Brevier im großen und ganzen ein biblisches Gebet- und Andachtsbuch. Dies dürfte allein schon hinreichen, seine Gebiegenheit zu verbürgen. Wenn es Pfarrer Mertens „das raffinierteste Mittel der geistigen Zähmung und Unselbstständigkeit der Priester“ nennt, so habe ich mit ihm ganz andere Erfahrungen gemacht. Durch das Brevier wird der Geist in wohlthuernder Weise gezwungen, sich immer und immer wieder in Gott zu sammeln. Ist man übermüdet, das Brevier macht frisch; ist man verärgert und verbrieft, das Brevier stellt das seelische Gleichgewicht wieder her; ist man zum Beten „nicht aufgelegt“, das Brevier gibt den Geist des Gebets. — Es ist wohl noch niemandem gelungen, in solch vollendeter Weise Gebetsgedanken in Worte zu kleiden, wie den Psalmendichtern. Aber gerade die Psalmen bilden den Hauptbestandteil des Breviers. Wenn man ein Leben reich an Erfahrungen, schwer an Kämpfen, bitter an Prüfungen hinter sich hat, dann weiß man Gefühle, die die Psalmen ausdrücken, voll zu verstehen und zu würdigen. Musterhaft hat es die römische Kirche verstanden, die Psalmen auf die verschiedenen Tage und Tageszeiten passend zu verteilen. Ich denke da an die Prim, das erhabenste Morgengebet, und an das Kompletorium, den Abendgesang. Nichts Erbaulicheres kenne ich in der Andachtsliteratur.

Freilich der Buchstabe tötet auch hier; wer am bloßen Wort kleben bleibt, wer nur mit dem äußersten Maße des Pflichtgemäßen sich begnügt, dem wird freilich das Brevier zur Qual. Wer es aber *digne, attente ac devote* zu beten bestrebt ist, wer es betet in *unione illius divinae intentionis, qua ispe Dominus in terris laudes Deo persolvit*, der kann und muß es beten nicht ohne reichen Segen für Herz und Amt. . . .

Zum Zwangszölibat ist schon soviel beiderseits geschrieben worden, daß ich mir eine theoretische Erörterung ersparen kann. Es läßt sich viel über den Segen der Ehe im evangelischen Pfarrerstande schreiben — nur Voreingenommenheit oder Unkenntnis kann ihn leugnen! Aber wenn ich mich auch nicht zum Lobredner des Priesterzölibats aufwerfen will, so muß ich doch bekennen, daß auch gewichtige Gründe für ihn sprechen. Wenn Mertens hinweist auf „all die Folgen des Zwangszölibats, die den Oberen wohl bekannt sind“, so könnte die Folge davon sein, daß man gegen die katholischen Geistlichen in puncto sexti schlimmen Verdacht hegt. Und da fühle ich mich um der Wahrheit und der Gerechtigkeit willen gedrungen, eine Lanze für meine ehemaligen Konfratres zu brechen. Gewiß, es kommt vor, daß der Zölibat die Quelle von Sünden und inneren Elends ist. Solche Folgen kommen auch im Ehestande vor. Aber „zahllos“ sind jene Sünden nicht. Ich kenne Hunderte von katholischen Priestern; aber die Zahl der „*animae candidae*“ ist weit, weit größer als die der Irrenden. Wenn es wahr ist, daß der Zölibat die „Quelle von Sünden ist“, so ist es in noch höherem Grade wahr, daß er die Quelle eines heiligen

Klingens, eines heroischen Kampfes gegen die Naturkraft des Fleisches ist. Mag mancher dabei unterliegen, zahlreichen katholischen Priestern ist doch der Sieg geblieben. Tausendfach hatte ich Gelegenheit, mit katholischen Priestern zu verkehren, an ihrer Geselligkeit und Unterhaltung teilzunehmen, aber nur einmal, ein einziges Mal ist es vorgekommen, daß versucht wurde, einen obzönen Witz zu erzählen. In vielen Pfarrhäusern bin ich aus- und eingegangen, aber in keinem, in keinem einzigen habe ich auch nur die Spur eines unsittlichen oder unerlaubten Verhältnisses wahrgenommen. Der katholische Klerus unseres Vaterlandes in seiner Gesamtheit steht nach meinen langjährigen Erfahrungen auf einer hohen Stufe der Sittlichkeit; farge Ausnahmen bestätigen die Regel. Ich erachte es darum für ein nobile officium eines evangelischen Christen, auch in unsern katholischen „Stiefbrüdern“ anständige und sittlich einwandfreie Männer zu sehen, solange das Gegenteil nicht klar zutage liegt. In dieser Beziehung wird aber gegen unsere deutschen Brüder im katholischen Priesterrock nicht selten bitter gefehlt. Was für häßliche Bemerkungen kann man z. B. auf der Eisenbahn hören, wenn ein jugendlicher Kaplan mit seinem hinten zugestöpselten Kragen auf dem Bahnsteig sichtbar wird. Unvergesslich wird mir ein Erlebnis in der Schweiz bleiben. Auf dem Bahnsteig stand ein junger Abbé in der Soutane mit zwei vornehmen Damen. Die Ähnlichkeit zwischen den drei Personen war so auffallend, daß selbst ein Blinder mit dem Krückstock es fühlen konnte: das ist eine Mutter mit Sohn und Tochter. Wiederholt hatte ich das Aleeblatt auf meinen Touren getroffen und beobachtet. Es waren offenbar Menschen vornehmen Standes, die stets bescheiden und zurückhaltend sich gaben. Auch jetzt standen sie still beieinander. Da gellte plötzlich aus einem Menschenräudel eine schrille Stimme: „Ist das nicht schamlos? Sogar auf Reisen nimmt der Kaplan da seine Wirtschaftlerin mit!“ Ein Oberlehrer aus Sachsen, den ich von der Gasthaustafel her kannte, hatte jene häßliche Bemerkung gemacht. Ich schämte mich bis in die Seele hinein über meinen deutschen Landsmann.“

Von Berliner und Wiener Literaten ist besonders das katholische Pfarrhaus in Tirol, in dem sie in der Sommerfrische manchmal Gastfreundschaft genossen, zum Gegenstand häßlicher Verunglimpfungen gemacht worden. Dagegen hat der Tiroler Adolf Pichler, der den Tiroler Klerus aus langjähriger Beobachtung kannte, in der Neuen Freien Presse (6. Aug. 1885) folgendes Urteil abgegeben: „Es gehört in der Tat ein reges Pflichtgefühl dazu, um nach zwölfjährigem Studium in einem abgelegenen Bergdorfe auszuhalten; aber es sind Hunderte von tirolischen Priestern in der gleichen Lage, sie entbehren, setzen sich jeder Anstrengung aus, tragen stundenweit unter der Gefahr, von Lawinen verschüttet zu werden, das letzte Abendmahl zu den Kranken und teilen mit den Armen die fargen Bissen; aber sie murren nie, ja sind ruhig und heiter, denn sie glauben, daß sie im Dienste eines höheren Herrn wirken und dieser seine Hand schützend über sie halte. Wenn aber hier und da eine Krähe weiß statt schwarz ist, so darf man dafür nicht den ganzen Stand verächtlich machen.“

In ihrer sinnigen, zuweilen schalkhaften Weise hat uns Annette von Drost-Hülshoff aus eigener Erfahrung das katholische Pfarrhaus ihrer westfälischen Heimat geschildert in „Des alten Pfarrers Woche“. Da streckt die alte Jungfer

Anne am Sonntag, einem dunkeln Apriltag mit Schladen, Schnee und Regen, vor dem Haus ihr kupfern Blendlaterndchen aus und späht nach dem alten Pfarrer, der immer noch nicht kommen will. Endlich ist er da, ganz blau und steif gefroren:

Die Jungfrau blickt ein wenig quer,
Begütigend der Pfarrer her,
Wie's recht in diesem Orden.

Der lahme Friedrich hört doch gern
Ein christlich Wort am Tag des
Herrn,

Dann hustet er. „Nicht Mond noch Stern! Es ist mir spät geworden!“

Annette begleitet den guten Pfarrer in seinen Nöten, Sorgen und Freuden durch die Tage der Woche, so am Mittwoch, wie das ganze Pfarrhaus geräumt und gepuht ist für den Empfang eines Mitbruders.

Und sieh nur! dräben schreitet
Der gute Pfarrer just,
Er hat den Gast geleitet
Und spricht aus voller Brust:

„Es ist doch wahr! mein Haus,
So nett und blank da droben,
Ich muß es selber loben,
Es nimmt sich einzig aus.“

Da kommt aber der Donnerstag, wieder ein böser und doch ein lieber Tag:

Winde rauschen, Flocken tanzen,
Jede Schwalbe sucht das Haus,
Nur der Pfarrer unerschrocken
Segelt in den Sturm hinaus.
Nicht zum besten sind die Pfade,
Aber leidlich würd' es sein,
Trüg' er unter seinem Mantel
Nicht die Äpfel und den Wein.

Ach ihm ist so wohl zu Mute,
Daß dem kranken Zimmermann
Er die längst geddante Gabe
Endlich einmal bieten kann.
Immer muß er heimlich lachen,
Wie die Anne Äpfel las,
Und wie er den Wein stibizte,
Während sie im Keller saß.

Endlich ist er bei der Hütte, wie freut sich der gute Pfarrer, wie geschäftig schenkt er dem Kranken das erste Gläschen ein, dann setzt er sich an sein Lager und tröstet:

Wenn die abgekehrten Hände
Er so fest in seine schließt,
Anders fühlt sich dann der Kranke,
Meint, daß gar nichts ihn verbrießt.

Mit der Einfalt, mit der Liebe
Schmeichelt er die Seele wach,
Kann an jedes Herz sich legen,
Sei es kraftvoll oder schwach.

Der Freitag bringt den Besuch bei dem ehemaligen Bögling, dem jungen Herrn auf dem Schloß. Aber kaum tritt er in des Lorez Halle, da überfällt ihn der kleinen Junfer wilde Schar, „wie aus reifem Erbsenbeet der Spazien Schar, so hinterm Walle hervor es flattert, lacht und kräht“:

Das stürmt auf ihn von allen Seiten
Das klammert überall sich an;
Fürwahr, mühselig muß er schreiten,
Der müde und geduld'ge Mann.

Jedoch er hat sie allzugern,
Die ihn so unbarmherzig plagen,
Und fast zuviel läßt er sie wagen,
Die junge Brut des jungen Herrn.

Dann folgt ein harter Arbeitstag, der Samstag. Um Mitternacht hebt vom Predigtheise der müde Pfarrer sich. Heute hat er den alten Förster begraben, der mit ihm am gleichen Tag geboren. Der Tote hat so oft von den Kirchhofblumen gesprochen, und ernste Gedanken an den eigenen Tod machen den Pfarrer etwas bessommen. Dann aber

„So mögen sie denn blühen!“
Spricht sanft der fromme Mann;
Er hat sich aufgerichtet,
Sein Auge, mild umlichtet,
Schaut fest den Aether an. . .

„Ja wenn ich bin entladen
Der Woche Last und Pein,
Dann führe, Gott der Milde,
Das Werk nach deinem Bilde
In deinen Sonntag ein.“

Von dem bayerischen katholischen Pfarrhaus hat uns der Volkschriftsteller Schrönghammer-Heimdal ein stimmungsvolles Bild entworfen. Er malt darin das Vorgärtlein mit den sauber gepflegten Beeten und dem blumenreichen Garten mit der lauschigen Laube aus Efeu und wildem Wein und fährt dann fort:

„So ist der Pfarrhof schon äußerlich ein Schmuckstücklein des Dorfes. Und wie sauber und wohllich ist's erst drinnen, bei aller Einfachheit. Es stehen keine Eichen- oder prunkvolle Nußbaummöbel da. Die ganze Einrichtung ist einfach bürgerlich. Und doch strömt einem überall Wärme und Behagen entgegen. Das macht die Sauberkeit. Die Schwester des Pfarrherrn sorgt dafür, daß alles zur rechten Zeit am Platze ist und in der rechten Weise bereit liegt. Wie wohlthuend ist das? . . . Wer allsommerlich einige Wochen wie ich in einem Pfarrhofs weilt, der weiß, daß ein Priester keine Reichtümer sammelt. Er hat ja keine Familie und braucht nichts für Weib und Kind, meinen die Leute. Und ich sage: Mein Pfarrherr hat eine zahlreichere Familie als ihr alle miteinander. Und zu dieser Familie gehören arme Kinder der Gemeinde, Witwen und Waisen, Handwerksburschen und fahrendes Volk. . . Weiß Gott, wie viele Handwerksburschen in Stiefeln meines Pfarrherrn auf den Straßen im Deutschen Reich herumlaufen! Ich will nur verraten, daß ich einmal eine Schusterrechnung meines Pfarrherrn sah: sechszwanzig Paar Stiefel in einem Jahre! Ich habe mir mein Teil dabei gedacht, als ich dieses Unikum einer Schusterrechnung sah. Und habe mich geschämt. . . Weiß Gott, wie viel Griffelfinger in der Dorfschule über Tafeln gleiten oder in Büchern blättern, die mein Pfarrherr gekauft hat. Weiß Gott, wieviel Goldstücke und Hunderter in Kütten wanderten, wo der Ernährer starb, wo es Unglück im Stall gab, wo der Vater dem Trunke ergeben war und die Angehörigen hungern ließ. Ich weiß, daß mein Pfarrherr keine Reichtümer gesammelt hat. Er hat seine Ersparnisse auf Zinsen angelegt, die nach dem Sprichworte das Wohltun trägt. Und das ist die beste Kapitalanlage und die gottgefälligste Lösung der sozialen Frage. Mein Pfarrherr ist armer Landleute Kind und weiß von seiner Studienzeit her, wie weh die Not tut. Selbst auf dem Lande geboren und aufgewachsen, hat er ein Herz und Verständnis für die Bedürfnisse und Sorgen der Landleute. Wieviele sind schweren und bedrückten Herzens in den Pfarrhof gekommen und leicht und befreit mit einem „Vergelt's Gott, Hochwürden“ davongegangen. So ist der Pfarrhof eine Stätte beständigen Segens. Und es ist, als ob sich schon äußerlich der Widerschein des fortwährenden, verschwiegeneu Beglückens in den Bäumen spiegelt. Eine Weihe und ein Zauber weht darin, den man in anderen Häusern nicht findet. Aber mir ist das längst kein Rätsel mehr. Und während ich das schreibe, freue ich mich auf die Tage, die ich bald wieder im Pfarrhof verbringen werde, auf die Abende in der Laube mit dem Blick auf das Kreuz im Abendsehein, von dem alle wahren Lebenswerte ausgehen. Das Kreuz, das so sinnreich am Wegesende steht — möge es auch einst am Wege stehen, den mein und aller Menschen Leben geht. Und ich danke Gott für den Segen, den er mir aus einem deutschen katholischen Landpfarrhause zufließen ließ. Möchten alle dieses Segens teilhaftig werden und ihr

äußeres und inneres Wesen so ordentlich und sauber halten, wie mein Pfarrhof im fernen Dörfchen ist." (Sonntagsblatt für die kath. Familie, [München] 10. Sept. 1919.)

Diese Schilderung erinnert mich lebhaft an ein rheinisches Pfarrhaus, in dem ich während der Ferien oft verkehrte. Den Eingang des niedlichen, dicht am Rhein gelegenen Pfarrhäuschens zierte ein kleiner, in Blumen prangender Vorgarten. Nach Durchschreiten des Hausganges gelangte man in den eigentlichen mit Gemüse und Obst aller Art bepflanzten Garten, dessen Wege die herrlichsten Rosenstöcke säumten. Eine höher liegende, in Weinreben eingebettete Laube bot eine herrliche, weite Aussicht auf den Rhein, die Berge und die Schloßruinen. Im Erdgeschoß waren Küche mit Speisezimmer, im ersten und einzigen Stockwerk das Arbeitszimmer, das mit dem anstoßenden, in Grün prangenden Saal durch die stets offenen hohen Türen einen einzigartigen, lustreichen Aufenthalt bot. Der Pfarrer, ein lebensfroher und doch wieder ernstgestimmter Rheinländer, hatte drei Lieblinge: sein Kirchlein, die Kranken und die Kinder. Bei seinem Amtsantritt war das verzopfte Kirchlein verwahrloßt. Mit zäher Geduld wurde allmählich alles erneuert, Altäre, Kommunionbänk, Kanzel, und den Schluß bildete die stilgerechte Ausmalung. In schönen Spruchbändern riefen die acht Seligkeiten tagtäglich den Gläubigen ihre Seligpreisungen ins Gedächtnis. Ein großer Tag für die Gemeinde war dann die Ankunft eines herrlichen Geläutes. Die Jungfrauen des Dorfes zogen die Glocken hoch, und als zum erstenmal die melodisch gestimmten Glocken läuteten und in den gegenüberliegenden Bergen einen wundervollen Widerhall weckten, da meinten die guten Pfarrgenossen, himmlische Stimmen zu vernehmen. Die Kranken besuchte der Pfarrer alle ohne Ausnahme, reich und arm — Familien- und Wirtshausbesuche standen nicht in seinem Kalender — und zwar jede Woche an einem bestimmten Tag zu einer bestimmten Stunde, so daß sich die Kranken richten konnten. Jeden Samstag um 11 Uhr stand er pünktlich am Tor, in den Taschen eine Flasche Wein, Obst und andere Stärkungsmittel, je nach dem Bedürfnis des Kranken. Keine Stiege war ihm zu hoch und zu steil, er kletterte hinauf. Keine Krankheit dauerte ihm zu lange, immer und immer wieder kam er. So besuchte er einen Kranken zehn Jahre lang jede Woche bis er endlich genas. Bei einer Ruhrepidemie, die besonders in den Bergen viele Opfer forderte, opferte er sich ganz, nicht allein für die geistliche, sondern auch für die leibliche Krankenhilfe. Die Regierung erkannte dies auch an durch Verleihung eines Ordens. Unser Pfarrer legte ihn dankbar in die Schublade, wo er bei seinem Tode noch lag. Die Rücksicht auf die Kranken besonders war es, die den guten Hirten bewog, nie um einen Urlaub nachzusehen. Jahrzehntelang hat er nie seinen Dienst ausgesetzt. Die Kinder in der Schule und in der Kirche waren seine weitere besondere Sorge. Noch in seinem Testament bestimmte er in einem Legat, daß allen Kindern jährlich an seinem Namenstag eine Spende von gutem Weck erhalten sollten — was jetzt schon viele Jahre geschieht. Und diesem selbstlosen, eifrigen und, wie ich aus genauester Kenntnis weiß, überaus reinen Priester, dem nie auch nur der geringste unlautere Scherz über die Rippen kam, blieb die für ein Priesterherz

schwerste Kränkung nicht erspart. Ein entlassener rachsüchtiger Küster bezichtigte ihn bei der Behörde eines unlauteren Verhältnisses mit seiner Haushälterin, einer ältern, kränklichen, häßlichen, durchaus braven Person. Trotzdem ganze Scharen von Männern sofort nach der Bischofsstadt fuhren und Zeugnis für ihren Pfarrer ablegten, glaubte das Ordinariat besonders infolge der Verschlagenheit und Dreistigkeit des Anklägers die Anklage näher untersuchen zu müssen. Es sandte einen eigenen Kommissar, der dann freilich in eingehender Untersuchung und Zeugenvernehmung die volle Unschuld des Pfarrers glänzend feststellen konnte. Der Ankläger hat wohl kaum geahnt, wie tief er das Herz des Priesters verwundet hat.

Auch das städtische katholische Pfarrhaus braucht fürwahr das Licht nicht zu scheuen. Von wie manchem Pfarrhaus in der Stadt gilt, was Professor Wed in seinem Leben des Baseler Pfarrers Burkart Jurt (Basel 1909, S. 24) schreibt: „Viele Jahre hindurch wußte jedermann, daß im katholischen Pfarrhaus der Pfarrer der erste war, der morgens sich erhob, der letzte, der abends zur Ruhe ging. Hatte er auswärts bei einem Festanlasse gepredigt, so geschah es sehr oft, daß er während des Essens sich heimlich drückte und seinem lieben Basel zusteuerte. Und doch hatte er zu Hause wenig Angenehmes. Die Professionsbettler, sodann die wirklich Hilfsbedürftigen, diejenigen, welche für Tausen, Ehen und für andere geistliche und leibliche Nöten seine Hilfe und seinen Rat in Anspruch nahmen, auch nur eine Woche zu zählen, würde eine ansehnliche Statistik abgegeben haben. Trotz dieser fortwährenden Inanspruchnahme fand er noch Zeit, Tag für Tag, sowohl in der Schule als in seiner Wohnung Unterricht zu erteilen, Kranke zu besuchen, Zuchthauspfarrer zu sein und regelmäßig jeden Sonntag sorgfältig vorbereitete Predigten zu halten. . . . Was hat Pfarrer Jurt gewirkt am Schmerzenslager der Kranken, Sterbenden? Man muß es selbst gehört haben, in welcher unvergleichlicher Weise, mit welcher Weihe, Lieblichkeit und Kraft er den Leidenden Trost zu spenden, die Verzagten zu ermutigen, die Trauernden zu trösten, die Sterbenden an das Tor einer seligen Ewigkeit zu führen verstand.“

Im Angesicht der trotz alledem in letzter Zeit so gesteigerten Verunglimpfungen des katholischen Pfarrhauses drängt sich ganz von selbst die Frage auf, ob es denn gar kein Mittel gibt, diesen Beschimpfungen entgegenzutreten. Da wäre vor allem am Platze, mehr als bisher, der wiederholte, entschiedene, öffentliche Protest. Mit Recht fragt Hedwig Dransfeld in dem oben angeführten Aufsatz: „Sollte es der vereinte Protest des katholischen Volkes nicht doch erreichen, daß irgendwie ein Weg gefunden wird, sei es durch das Reichsministerium des Innern, sei es durch die ordentlichen Gerichte, um dieses unsittliche und verleumderische Bühnenspiél endlich zu Fall zu bringen?“ Dann müßten mehr als bisher katholische Männer und Frauen auch im Privatverkehr den Mut des Protestes finden gegen solche Verleumdungen, und bei einem etwa wirklich vorliegenden Ürgernis den Einzelfall nicht dem ganzen Stande aufbürden lassen, ebenso wenig wie ein Ehebruch nicht die Verwerflichkeit der Ehe dartut, und Verfehlungen eines Lehrers, Beamten, Offiziers nicht dem Beamten-, Lehrer-, Offiziersstande zur Last gelegt

werden dürfen. Endlich sollte es selbstverständlich sein, daß solche literarische oder theatrale Beschimpfungen nicht durch Kauf, Empfehlung und Besuch noch unterstützt werden. Das wäre doch offenbar für jeden gläubigen Katholiken eine flagranzte Charakterlosigkeit. Auch katholische Zeitungen, Zeitschriften und Literaturberichte müssen da Charakter zeigen. Es darf nicht mehr vorkommen, was Reiter in betreff eines gegen das katholische Pfarrhaus gerichteten Romans schreibt: „Die Verfasserin dieser elenden Schweinerei wird in katholischen Zeitschriften empfohlen! Erst im letzten Weihnachtscatalog mehrerer katholischen Firmen ist ihr Name zu finden“ (Brunnenvergiftung 187). So Handlangerdienste leisten den Besudlern der Priesterlehre, das hat das katholische Pfarrhaus fürwahr nicht um uns verdient! Wohl verdient hätte aber das katholische Pfarrhaus eine sachlich und stilistisch hochstehende, für die weitesten Kreise bestimmte Monographie. Wer schreibt sie?

Bernhard Duhr S. J.

Aus unveröffentlichten Briefen eines alten Freimaurers.

Das Mozarteum in Salzburg verwahrt 125 meist sehr umfangreiche Briefe, die Leopold Mozart, der Vater des großen Meisters Wolfgang Amadeus, an seine in St. Gilgen verheiratete Tochter Marianne in den Jahren 1784 bis zu seinem Todesjahr 1787 geschrieben hat. Der Zuorkommenheit der Mozarteumsverwaltung verdanke ich es, daß ich Einsicht in sie nehmen konnte. Sie ergänzen das bereits bekannte Charakterbild Leopolds¹ in manchen Zügen. Klarer noch als sonst zeigt er sich bei all seinen hervorragenden Eigenschaften als einen Menschen, der einem, wie man zu sagen pflegt, auf die Nerven geht mit seinen kleinen Sorgen, naiven Selbstgefälligkeiten und Rechthabereien und seinen barbarischen Gesundheitsregeln, in die freilich auch manch köstlicher Tropfen erprobter Lebensweisheit fällt.

Doch ist es hier eine andere Frage, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, die Frage nämlich, inwieweit sich in den Briefen etwa ein Gesinnungswechsel Leopolds feststellen läßt. Wir wissen, daß er zu Anfang 1785, als er in Wien zu Besuch bei seinem Sohne weilte, dem Freimaurerorden beigetreten war. Wir wissen aber auch anderseits, wie streng katholisch Leopold sich bisher immer erwiesen hatte. Was in die Öffentlichkeit gedrungen ist, läßt uns über diese Frage so ziemlich im Stiche, und es ist diese Briefsammlung die einzige bedeutendere Quelle, die uns Aufschluß geben könnte.

Sie bekundet denn auch mit aller nur wünschenswerten Klarheit, daß ein Gesinnungswechsel nicht eingetreten war, was wir ja in Anbetracht der Charaktereigenschaften Leopolds und in Anbetracht der damaligen Freimaurerei von vornherein vermuten konnten.

Bekanntlich wurden alle Briefe der Mozarts, die sich auf die Freimaurerei beziehen, vernichtet. Das ist begreiflich bei den Inquisitionsmethoden, die damals gegen Freimaurer und Illuminaten im Schwunge waren. So enthalten auch unsere Briefe nur leise Andeutungen. Unterm 14. Oktober 1785 berichtet Leopold,

¹ Vgl. Kreitmaier, W. A. Mozart, Düsseldorf 1919.